

# Zeitschriften

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Das Werk : Architektur und Kunst = L'oeuvre : architecture et art**

Band (Jahr): **55 (1968)**

Heft 2: **Häuser für die Jugend - Die Landschaft als Kunstwerk**

PDF erstellt am: **16.07.2024**

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## Zeitschriften

### Bidonville

Über die Akzeleration der Stadtbevölkerung in Entwicklungsländern hat WERK schon verschiedentlich berichtet. Zuletzt beschrieb O. J. Golger in WERK 3/1967 die Wohnungsprobleme der Stadt Hongkong.

Ein wesentliches Element des Großstadtwachstums in den nichtindustrialisierten Ländern ist die Squatter-Siedlung, Bidonville, Villa Miseria oder Barriada. Immer mehr gerät diese Stadtstruktur in den Blickpunkt der Soziologen und Anthropologen, da man vermutet, der moderne Mensch finde sich hier in einer reduzierten, einer Art Urgesellschaft zusammen. Die von der städtischen Kultur und Zivilisation abgeschnittenen Einwohner und Zuzüger folgen einem bestimmten Verhaltensschema, das zu einer spezifischen Subkultur zu führen scheint. Ziel dieser außerhalb der normalen Stadtgesellschaft sich vollziehenden Organisation ist die Verstärkung und Integration in eben diese Stadtgesellschaft. In *Scientific American*, Oktober 1967, schreibt William Mangin, Professor der Anthropologie an der Syracuse University, über seine 10 Jahre währenden Studien der «Barriadas» in Peru.

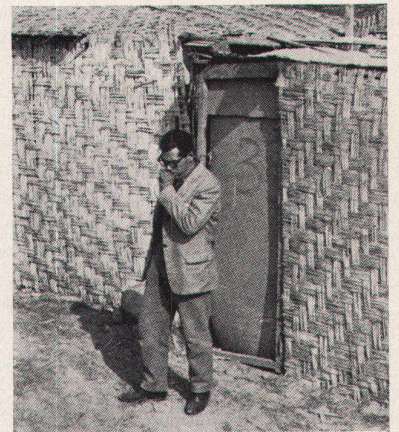
Diese Barriadas, wie Squatter-Siedlungen in Peru genannt werden, stehen auf illegal usurpiertem Wohnland; sie haben keine öffentlichen Einrichtungen, sind unhygienisch und in vieler Beziehung unerträglich unsicher, doch tragen sie alle Zeichen einer ständigen Einrichtung. Das Erscheinungsbild dieser «Barriadas» ist nicht sehr verheißungsvoll. Aus der Entfernung sind sie ein formloses Durcheinander primitiver Stroh-, Holz- und Steinhütten; alle Häuser sind unfertig, wirken wie Bauruinen. Tatsächlich aber ist die Siedlung zumeist recht sorgfältig geplant (manchmal in Zusammenarbeit mit Architekturstudenten). Mit der Zeit werden die Strohütten durch massive Bauten ersetzt.

Die Entwicklung dieser wilden Siedlungen geschieht von einer günstigsten Fläche aus, die meist in einer Senke liegt. Von hier aus klettern die Hütten sukzessive an den umliegenden Hängen empor, so daß das Alter der Gebäude außer am Baumaterial auch an der Entfernung von und der Höhenlage über dem Ausgangspunkt der Besiedlung zu erkennen ist. In ganz alten Siedlungen findet sich bereits eine asphaltierte Hauptstraße mit Geschäften, Banken und elegant bemalten Hausfronten. Diese Siedlungen entstehen in einem bemerkenswerten Vorgang,

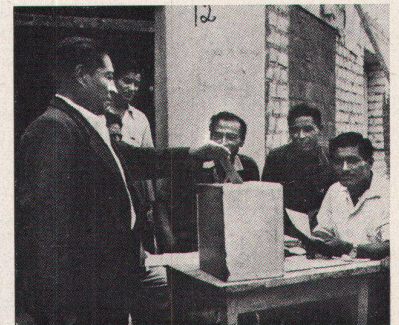
den die Bevölkerung nach langen Erfahrungen perfektioniert hat: Bei den ersten Versuchen vor 20 Jahren suchten einzelne Familien, die aus den städtischen Slums flüchteten, auf dem Brachland außerhalb der Stadt einen Platz für ihre Stroh- und Papphütten. Diese Siedlungen waren kurzlebig. Sie wurden bald von der Polizei aufgelöst. Wichtige Faktoren, fanden die Squatter, sind die große Zahl und die sorgfältige Planung der Aktion. Man organisierte sich quasi militärisch unter der Führung eines «Verteidigungssekretärs» und rekrutierte Familien (Haushaltsvorstand unter 30 Jahren alt) mit Kindern (ledige Erwachsene wurden ausgeschlossen). Ein zur Gruppe gehörender Fachkundiger in Rechtsfragen untersuchte die Besitzverhältnisse eines geeigneten Grundstückes, das Gemeinde- oder Staatseigentum sein mußte. Das Gelände wurde während der Nacht markiert, man sah den Ort für Straßen und öffentliche Einrichtungen vor und verteilte die Wohnungsgrundstücke. Man unterrichtete dann eine prominente politische oder religiöse Persönlichkeit, manchmal auch eine Zeitung, um Polizeiaktionen die erforderliche abschreckende Publizität zu geben, und am festgelegten Tag besetzten Hunderte, manchmal über tausend Einwohner mit Hab und Gut blitzartig den ausgewählten Ort nach den Markierungen.

Dann beginnt die Konsolidierungsphase. Die Okkupanten bauen ihre Siedlung aus. Mit dem gesparten Geld werden die Behausungen verbessert; Ziel ist ein festes Steinhaus. Obwohl die meisten Einwohner zu arm sind, sich eine Kanalisation zu leisten (Wasser und Brennstoff werden in Flaschen oder Kanistern herangeschafft), haben einige Häuser Elektrizität, die bei einzelnen durch Generatoren erzeugt und gegen Gebühr verteilt wird. Manche Bewohner haben sogar einen Fernsehempfänger, für den die Besucher Eintritt zahlen.

Das Image dieser Siedlungen bei der bürgerlichen Bevölkerung ist, gemessen an den Beobachtungen Mangins, unrealistisch: Das mittlere und gehobene Bürgertum sieht sie als gefährlichen sozialen Krankheitsherd, für die Politiker und die Polizei sind ihre Bewohner Verächter von Gesetz und Ordnung. In konservativen Augen werden hier Kommunismus und Revolution ausgebrütet, Stadtplaner und Architekten ärgern sich über die uneffiziente Nutzung von Land und über die Landschaftsverwundlung, während die Sozialhelfer entrüstet sind über die Armut, die Unterbeschäftigung, das Fehlen ärztlicher Hilfe und Abwasserbeseitigung und «über das, was sie als das Fehlen einer rechten, anständigen, städtischen bürgerlichen Erziehung für die Kinder der Squatter ansehen».



1



2

1  
Hauseingang in Bidonville – mit Hausnummer! Der Squatter trägt städtische Kleidung und arbeitet vermutlich in der Bürgerstadt

2  
Bidonville bietet, was nicht alle Städte bieten: demokratische Gemeindevahlen – wenn auch inoffizielle

Abbildungen: Scientific American

Im allgemeinen Konsensus sind die Einwohner der Barriadas Indianer aus den Bergen, die nicht Spanisch sprechen, Analphabeten, ohne Ehrgeiz, eine wirtschaftliche Bürde der Nation und gleichzeitig eine hochorganisierte Gruppe von Radikalen, die die Macht an sich reißen und die peruanischen Städte kommunizieren wollen.

Die Beobachtungen Mangins ergeben ein anderes Bild. Die Bewohner sind zumeist ehemalige städtische Slumbewohner; sie sprechen Spanisch, ihr Bildungsniveau ist höher als der peruanische Durchschnitt. Sie haben eine relativ stabile Familienstruktur, und die Inzidenz von Verbrechen ist sehr gering. Die Studien aus direkter Beobachtung, Befragungen und psychologischen Tests zeigen, daß die Siedler «gut organisiert sind, differenzierte politische Ansichten haben, sehr patriotisch und vergleichsweise konservativ in ihren sozialpolitischen Ansichten sind».

Die Barriadas sind in öffentlichen Angelegenheiten selbstverwaltet. Sie halten einmal im Jahr Wahlen ab (in Peru eine Ausnahme, wo vor der jetzigen Regierung in den letzten 60 Jahren keine de-

mokratischen Wahlen stattgefunden hatten); sie erheben eigene Steuern (als Beiträge), lösen Landstreitigkeiten, verhindern die Bodenspekulation und organisieren genossenschaftliche Projekte. Das alles geschieht außerhalb der staatlichen, politischen und Rechtsordnung. Das schwierigste Problem der Bewohner ist die Arbeitsbeschaffung. Ein Teil der Beschäftigten arbeitet in der Barriada selbst, beim Bau und im Betrieb kleiner Läden und Werkstätten. Jedoch arbeiten immer mehr Siedler in der Stadt, und einige haben bereits hochqualifizierte Berufe.

Die Bewohner dieser Barriadas sind sehr initiativ und haben einen starken Gemeinschaftsgeist. Sie haben beachtliche Leistungen erbracht ohne Hilfe von außen und sind deshalb sehr selbstsicher. Das Verhältnis der Siedler zur Außenwelt ist schwierig, wahrscheinlich wegen

ihres schlechten Rufes. Sie haben Schwierigkeiten, ihre Ansprüche auf öffentliche Dienste durchzusetzen; noch immer müssen die Kinder meistens auf Schulen außerhalb ihrer Siedlung, ihre Stellung vor den Behörden ist nicht gesichert. (Mangin berichtet von einer Geburtsurkunde, die durch den Stempel «provisorisch» geziert wird.)

Der Autor wendet einen großen Teil seines Artikels auf die Bauten und die physische Organisation der Barriadas und meint, sie seien lehrreiche Beispiele für eine rationale, soziale und vernünftige Art, die Beseitigung des Behausungsproblems für diese Bevölkerung in Angriff zu nehmen: Besonders im Wohnungsbau haben die Leute aus den Barriadas bessere Leistungen als die Regierung erbracht und zu geringeren Kosten. Zudem ist auch der Entwurf der offiziellen Projekte fehlerhaft. Die Bewohner der Barriadas haben die Häuser nach ihren Bedürfnissen und dem Prinzip «Die wichtigsten Dinge zuerst» geplant und errichtet.

Sie bauen zuerst die Mauern und das Dach und lassen Baderäume und Elektrizität für später. Sie bauen Flachdächer, damit sie dann ein zweites Geschöß daraufsetzen können. Auch benötigen sie einen Hof für Hühner und Schweine und einen großen Raum an der Hausfront, der als Geschäfts- oder Wirtschaftsraum genutzt wird.

Große, mehrstöckige Projekte, wie die durch die Regierung gebauten, bedingen ein höheres wirtschaftliches Engagement, und diesem mißtrauen die Siedler. Heute versucht die Regierung in Peru eher, bestehende Häuser zu sanieren, und man hat damit angefangen, niedrigverzinsliche Darlehen zu gewähren und, damit verbunden, freiwillige technische Hilfe bei Entwurf und Bauführung der Wohnungen.

John Turner, ein Architekt, der in Peru eine lange Erfahrung hat, meinte, wenn man Land verkaufte und den Leuten erlaubte, ihre Häuser selber zu bauen, würden die Kosten sowohl für die Bewohner wie für den Staat gesenkt. «Unsere Studien zeigen, daß solche Siedlungen viele konstruktive Elemente enthalten, deren Bedeutung nicht verkannt werden soll. Die Leute finden, daß ihre jetzige Situation der in den Provinzen und in den städtischen Slums vorzuziehen ist und daß sie eine Investition für ihre Zukunft und ihre Kinder haben. Was wir in Peru ge-

lernt haben, wird durch Untersuchungen in Squatter-Siedlungen an anderen Orten untermauert. Die Siedler haben eine eigene Antwort auf die schwierigen Probleme der Behausung und gemeinschaftlichen Organisation, welche die Regierungen nicht zu lösen in der Lage sind, hervorgebracht.» Pfromm

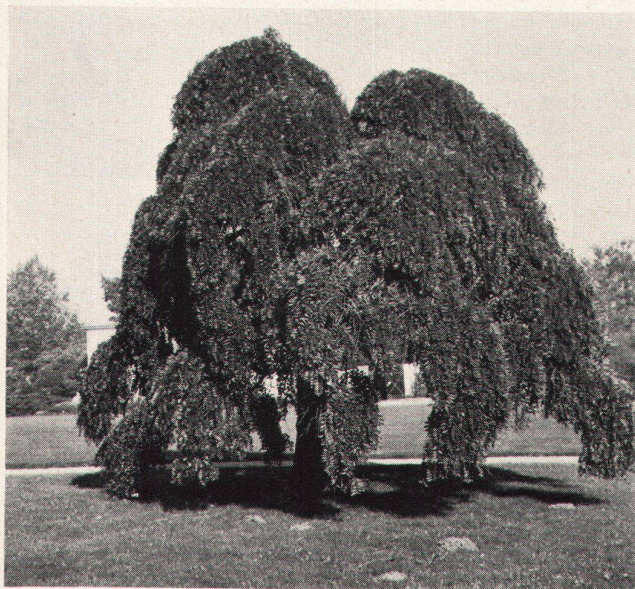
## Pflanze, Mensch und Gärten

### Ein Schnurbaum

Ist Ihnen vielleicht schon einmal in einem öffentlichen Park ein auffallend hübscher und etwas bizarrer Baum, der unserer Robinie ähnlich sieht, aufgefallen? Dies ist der schirmförmige Japanische Schnurbaum, *Sophora japonica* «pendula». Sie werden ihm angesehen haben, daß er zu den Hülsenfrüchtlern, Leguminosae, gehört, doch seinen Namen konnten Sie nur als Botaniker oder Gärtner wissen. Sein Beiwort «pendula» wird Ihnen wieder geläufig sein. Tatsächlich hängen seine Äste wie bei der Trauerbuche und -birke in Bögen herunter.

Die ovalen sommergrünen Blätter dieses Schnurbaumes sind unterseits weißlich und behaart. Sie sitzen, etwas verschoben, paarweise an Stengeln. Die jungen Zweige haben eine grünliche Rinde, während ihr Holz gelb und innen braun ist. Im Juli bis in den August hinein blüht dieser Baum ein wenig enttäuschend, indem die grünlichgelben Schmetterlingsblüten unscheinbare traubenförmige Blütenstände bilden. Verblüht jedoch, hängen die 8 cm langen, runden und perlchnurartigen Rispen in auffallenden braunen Büscheln herunter und zieren den schon an sich dekorativen Baum noch mehr.

Der Japanische Schnurbaum heißt in England korrekter «Chinese Pagode Tree». Er kam 1747 aus China zu uns. Heimisch ist er nur noch in Korea. In seiner aufrechten Form wird er im Alter bis 25 m hoch, doch die pagodenartige Hängengeform wächst sehr langsam und erreicht höchstens 8 m. Trotzdem sollten wir diesen hübschen Baum nur in Gärten, die über 2500 m<sup>2</sup> groß sind, anpflanzen. In Parkanlagen steht er am besten allein auf dem Rasen, während er im Privatgarten auch an der Grenze einen schönen Hintergrund bilden kann. Reizvoll sind weiße oder rosafarbene Herbstanemonen, *Anemone vitifolia*, davor. Aber auch viele andere Stauden, wie zum Beispiel weiße, rosa oder lachsrote Astilben, *Astilbe japonica*, kommen vor diesem lebendigen grünen Vorhang gut zur Geltung.



1



2

1 Japanischer Schnurbaum, *Sophora japonica*, im Park

2 Zweige des Schnurbaumes, davor Herbstanemonen, *Anemone vitifolia*

Photos: J. Hesse, Hamburg